

# Literaturmagazin

---

Herausgegeben von  
Martin Lüdke und Delf Schmidt

# Literaturmagazin

---

22

Sonderband  
**Ein Traum von Europa**

Herausgegeben von  
Hans Christoph Buch

Rowohlt

fremde Idiom gewagt... dann ergibt sich ein überraschender Gewinn».

Die Hälfte der ibero-spanischen Literatur in diesem Jahrhundert ist im Exil entstanden. Irgendwann und irgendwo war immer in einem Land Lateinamerikas eine Diktatur – aber diese Autoren haben mit ihrer Umgebung nicht die Sprache verloren. Ebenso wenig wie jene DDR-Autoren, die nach Westdeutschland gekommen sind.

Und Gombrowicz, ich weiß nicht, ob Witold Gombrowicz, der bis in seine Tagebücher so polnisch geblieben ist wie kein Warschauer Pole im Grunde, diese Aura, diesen Ruhm, diese internationale Verbreitung gefunden hätte, wenn er sein Leben lang in den Cafés von Warschau geblieben wäre. Der Kosmopolitismus vieler großer Künstler – von Kandinski bis Schönberg, von Silone bis Koestler, vom beinahe ganzen malerischen deutschen Expressionismus bis zu Wols und Rolf Nesch, zu Neizwestnyj und Brodsky – ist nur aus dem Exil zu begreifen.

Aber ein russischer Schriftsteller im Exil wird niemals aus seiner Sprache herauskommen. Die deutsche und die russische Sprache, das sind zwei Sprachen, die man nicht so leicht verlassen kann, ohne an literarischer Substanz einzubüßen. Und sicher gilt es für andere, für «kleine» Sprachen, die ich nicht so gut kenne, genauso.

Der Exilant fühlt sich vertrieben, ausgestoßen, vereinsamt – und er ist es ja auch. Er schreibt in seiner eigenen Sprache weiter, aber um ihn herum sprechen die Menschen eine ganz andere Sprache. Er kann diese Sprache erlernen, doch wird sie, ist er ein Dichter, wohl niemals das Instrument seiner Dichtung werden. Das ist ja das Komplizierte, ja das Paradoxe: Die Welt des Vertriebens ist für ihn zugleich das Alibi seiner Existenz. Heimat in der neuen Sprache würde ihn geradezu entwurzeln.

Nein, dieser Appell hier geht uns alle an: Exil ist kein Zustand. Exil sollte ein Aufstand sein. Man muß sich wehren. Das Exil muß schreien, wenn es gehört werden will. Es muß anschreien – auch – gegen unsere Gleichgültigkeit. Eines Tages werden wir, die wir selbsthaft geworden sind, daran gemessen werden, wie wir nicht nur mit dem Wald, sondern auch, wie wir mit den Menschen im Exil umgegangen sind. Das Exil geht uns alle an.

Mein Traum von Europa ist: daß es einmal keine aus ihrer Heimat und Sprache vertriebenen, verjagten, ausgebürgerten Schriftsteller, keine Exilanten mehr geben wird.

Joseph Brodsky

## Der Zustand, den wir Exil nennen

Auch wenn wir uns hier, in diesem reizvollen und gutbeleuchteten Raum, an diesem kalten Dezemberabend versammeln, um die Not der Exilautoren zu besprechen, lassen Sie uns für eine Minute innehalten und an einige jener denken, die es, durchaus natürlich, nicht in diesen Raum geschafft haben. Denken wir zum Beispiel an türkische Gastarbeiter, die, verständnislos für die sie umgebende Realität und neidisch auf sie, Straßen in Westdeutschland durchstreifen. Oder denken wir an vietnamesische Boatpeople, noch hin- und hergeworfen auf hoher See, oder schon niedergelassen irgendwo im australischen Hinterland. Denken wir an illegale mexikanische Einwanderer, die hinter dem Rücken der Grenzkontrollen sich durch die Schluchten Südkaliforniens auf das Gebiet der Vereinigten Staaten schleichen. Oder stellen wir uns Schiffsladungen von Pakistanis vor, die irgendwo in Kuwait oder Saudi-Arabien an Land gehen, gierig auf niedrige Jobs, für die sich die ölreichen Ansässigen zu gut sind. Denken wir an eine Menge von Äthiopiern, die zu Fuß durch irgendeine Wüste nach Somalia ziehen – (oder ist es die entgegengesetzte Richtung?) –, um der Hungersnot zu entkommen. Wir können hier aufhören, die Gedenkminute ist schon vorbei, obwohl dieser Liste eine Menge hinzugefügt werden könnte. Niemand zählte jemals diese Leute, und niemand, auch die UN-Wohlfahrtsorganisationen nicht, wird es je tun: In die Millionen gehend, entgehen sie der Berechnung und verkörpern das, was man, aus Mangel eines besseren Begriffs oder stärker ausgeprägten Mitleids – Migration nennt.

Was auch immer der angemessene Name für diese Leute ist, was immer ihre Motive, ihre Herkunft, ihre Ziele sein mögen, was immer ihre Bedeutung für die Gesellschaften, die sie verlassen, und die, in die sie ziehen, ausmachen mag – eins ist vollkommen klar: Sie machen es uns schwer, mit glattem Gesicht über die Not des Exilautoren zu sprechen.

Dennoch müssen wir davon sprechen. Und nicht allein, weil Literaten, aus Bedürftigkeit, dafür bekannt sind, sich ihresgleichen

anzunehmen, sondern mehr noch auf Grund der alten und vielleicht bislang unbegründeten Annahme: Würden die großen Künstler dieser Welt besser gelesen werden, könnten Mißwirtschaft und Leid, was Millionen von Menschen auf die Straße treibt, etwas reduziert werden. Da es nicht viel gibt, worauf sich unsere Hoffnungen auf eine bessere Welt stützen können, da alles andere auf die eine oder andere Weise zu versagen scheint, müssen wir irgendwie daran festhalten, daß Literatur die einzige Form einer moralischen Vergewisserung darstellt, über die eine Gesellschaft verfügt; daß sie das ständige Gegengift gegen das Jeder-gegen-jeden-Prinzip bereithält; daß sie das beste Argument gegen jede bulldozerartige Massenlösung liefert – wenn überhaupt, weil menschliche Vielgestalt ebenso das ein und alles, wie auch den Daseinsgrund der Literatur verkörpert.

Wir müssen sprechen, weil wir darauf bestehen müssen, daß Literatur der bedeutsamste Lehrer menschlichen Scharfsinns ist, sicherlich bedeutsamer als jedweder Glaube, und daß durch jede Beeinträchtigung der natürlichen Existenz von Literatur oder der Fähigkeit der Menschen, die Lehren der Literatur aufzunehmen, eine Gesellschaft ihre Leistungsfähigkeit verringert, ihre Entwicklungsgeschwindigkeit verlangsamt und letztlich ihren eigenen Zusammenhang gefährdet. Wenn das bedeutet, daß wir über uns selbst sprechen müssen, um so besser: nicht für uns, aber vielleicht für die Literatur.

Gastarbeiter und Flüchtlinge jedweder Art zupfen einem Exilautor erfolgreich die Nelke vom Revers, ob es ihm gefällt oder nicht. Verbannung und Heimatlosigkeit sind Gemeinplätze dieses Jahrhunderts. Und was unser Exilautor mit einem Gastarbeiter oder einem politischen Flüchtling gemein hat, ist, daß in jedem Fall ein Mensch vom Schlechteren zum Besseren flieht. Die Wahrheit ist, daß man aus einer Tyrannei nur in eine Demokratie exiliert werden kann. Denn die alte graue Mär des Exils ist nicht mehr, was sie einmal war. Man geht nicht mehr vom zivilisierten Rom ins wilde Sarmatien, noch schickt man, sagen wir, einen Menschen von Bulgarien nach China. Nein, die Regel ist der Weg aus einem politisch und ökonomisch rückständigen Gebiet in eine industriell entwickelte Gesellschaft mit dem letzten Versprechen individueller Freiheit auf den Lippen. Und es muß hinzugefügt werden, daß dieser Weg für einen Exilautor in vieler Hinsicht vielleicht so etwas wie ein Heimweg ist – weil er so dem Ort der Ideale näherkommt, die ihn so lange inspiriert haben.

Wenn man das Leben eines Exilautors als ein Genre auffassen würde, müßte es die Gestalt der Tragikomödie annehmen. Als gebranntes Kind ist der Exilautor viel eher in der Lage, die sozialen und materiellen Vorteile einer Demokratie zu schätzen als ihre einheimischen Bürger. Aus genau dem gleichen Grund (dessen wesentliches Nebenprodukt die Sprachbarriere ist) findet er sich bis heute vollkommen außerstande, irgendeine bedeutsame Rolle in seiner neuen Gesellschaft zu spielen. Die Demokratie, in die er gelangt ist, verschafft ihm körperliche Sicherheit, aber verurteilt ihn zu sozialer Bedeutungslosigkeit. Und den Mangel an Bedeutung kann kein Autor ertragen, ob im Exil oder nicht.

Denn es ist die Suche nach Bedeutung, die sehr häufig die Grundlage seiner Karriere abgibt. Zumindest ist das sehr häufig die Folge einer literarischen Karriere. Im Fall eines Exilautors ist es fast regelmäßig der Grund für sein Exil. Und man fühlt sich versucht, hier hinzuzufügen, daß die Existenz dieses Bedürfnisses in einem Autor die bedingte Antwort seinerseits auf die vertikale Struktur seiner ursprünglichen Gesellschaft darstellt. (Von Seiten des Autors, der in einer freien Gesellschaft lebt, bezeugt dieses Bedürfnis die atavistische Erinnerung, die jede Demokratie von ihrer nicht-konstitutionellen Vorgeschichte bewahrt.)

In dieser Hinsicht ist die Not des Exilautors in der Tat viel schlimmer als die eines Gastarbeiters oder des gewöhnlichen Flüchtlings. Sein Verlangen nach Anerkennung macht ihn ruhelos und vergeßlich dafür, daß sein Einkommen als Lehrer, Dozent, Herausgeber oder auch Mitarbeiter einer kleinen Zeitschrift – denn das sind heutzutage die häufigsten Beschäftigungen von Exilautoren – den Lohn von jemandem, der bloß niedrige Arbeiten verrichtet, bei weitem übersteigt. Das bedeutet, unser Mann ist, fast *per definitionem*, ein bißchen korrupt. Dann aber ist der Anblick eines Autors, der darüber erfreut ist, bedeutungslos, allein gelassen und anonym zu sein, und zwar selbst unter den besten Umständen, genauso selten wie der Anblick eines Kakadus am Polarkreis. Bei Exilautoren tritt diese Einstellung fast überhaupt nicht auf. Wenigstens hier in diesem Raum fehlt sie. Aus verständlichen Gründen natürlich, aber dennoch betrüblich.

Es betrübt, weil es genau das ist, was Bescheidenheit lehrt, wenn es überhaupt etwas Gutes am Exil gibt. Man kann sogar noch einen Schritt weitergehen und behaupten, daß das Exil die äußerste Lehre in jener Tugend erteilt. Und daß das besonders für einen Autor unbezahlbar bleibt, weil es ihm die weitestmögliche Perspektive

eröffnet. «And thou art far in humanity», wie Keats sagte. Verloren zu sein unter den Menschen, in der Masse – Masse? – unter Milliarden; eine Nadel in jenem sprichwörtlichen Heuhaufen zu werden – aber eine Nadel, nach der jemand sucht – das ist es, was das Exil ausmacht. Hinweg mit deiner Eitelkeit, sagt es, du bist nur ein Sandkorn in der Wüste. Bemiß dich nicht an deinen Mitautoren, sondern an menschlicher Unendlichkeit: Sie ist genauso schlecht wie die unmenschliche. Dort aber ist der Platz, von dem aus du sprechen sollst, nicht aus Neid oder Ehrgeiz.

Überflüssig zu sagen, daß dieser Ruf kein Gehör findet. Aus irgendeinem Grund bedeutet jedem, der über das Leben schreibt, seine Stellung mehr als sein Gegenstand; als Exilant empfindet er seine Stellung bitter genug, um sie nicht noch mehr zu belasten, und wird solche Aufforderungen als unangemessen betrachten. Er mag recht damit haben, obwohl die Bitte um Bescheidenheit immer an der Zeit ist. Denn die andere Wahrheit in dieser Sache heißt: Exil ist ein metaphysischer Zustand. Wenigstens hat es eine sehr starke, sehr klare metaphysische Dimension, und diese zu ignorieren oder ihr aus dem Weg zu gehen bedeutet, sich selbst über die Bedeutung dessen zu betrüben, was einem widerfahren ist; man verurteilt sich auf immer dazu, bloß einzustecken, zu einem verständnislosen Opfer zu verknöchern.

Aus Mangel an guten Beispielen kann man keine alternative Verhaltensweise beschreiben (obgleich Milosz und Musil in den Sinn kommen). Womöglich ist das auch gut so, weil wir doch hier sind, um über die Realität des Exils zu sprechen und nicht über seine Möglichkeit. Und die Realität des Exils stellt sich in einem Exilautor dar, der ständig dafür kämpft und plant, seine Bedeutung, seine bittere Rolle, seine Autorität wiederzuerlangen. Sein Hauptgedanke gilt selbstverständlich den Leuten zu Hause; aber er möchte auch in der gehässigen Gemeinde seiner Mitemigranten den Ton angeben.

Indem er der Metaphysik seiner Situation gegenüber den Vogel Strauß spielt, konzentriert er sich auf das Nächstliegende und Handgreifliche. Das heißt, Kollegen in einer ähnlich unangenehmen Lage anzuschwärzen; gallige Polemiken gegen rivalisierende Publikationen loszulassen; zahllose Interviews für die BBC, Deutsche Welle, ORTF und die Stimme Amerikas zu geben; offene Briefe; Presseerklärungen; Teilnahme an Tagungen – da haben Sie es. Die Energie, die zuvor beim Schlangestehen um Essen oder in muffigen Vorzimmern kleiner Funktionäre verausgabt worden

war, ist nun freigesetzt und schießt ins Kraut. Ohne Widerstand zu erfahren, allein gelassen von seinesgleichen (denn für sich selbst ist er jetzt ein Cäsaren-Weib, über jeden Verdacht erhaben, wie auch könnte seine alternde Gattin – und wenn es die Literatur selbst wäre – ihren anerkannten Märtyrer korrigieren oder ihm gar widersprechen?), dehnt sich sein Ego rapide aus und läßt ihn, womöglich aufgeblasen mit CO<sub>2</sub>, von der Realität abheben, besonders wenn er in Paris lebt, wo die Brüder Mongolfieri einen Präzedenzfall geschaffen haben.

Ballonfahrten sind immer halsbrecherisch und sie sind vor allem unvorhersagbar; zu leicht wird man ein Spielball der Winde, in diesem Fall politischer Winde, die alles andere als Passatwinde sind. Was Wunder dann, daß unser Navigator aufmerksam auf alle Vorhersagen achtet und gelegentlich selbst versucht, das Wetter zu bestimmen. Das heißt, nicht das Wetter an dem Ort, von dem aus er startet oder an dem er sich unterwegs befindet, sondern das Wetter an seinem Ziel, denn unser Ballonfahrer ist unverändert heimatverbunden. Und die dritte Grundweisheit heißt vielleicht, daß ein Exilautor im großen und ganzen eine rückwärts gewandte und rückwirkende Existenz darstellt. Mit anderen Worten: Die Retrospektive spielt, im Vergleich zu anderen Leuten, eine übertriebene Rolle in seinem Leben, sie überschattet seine Realität und verdüstert die Zukunft in etwas, was undurchdringlicher als die gewöhnliche Erbsensuppe ist.

Ihm geht es wie den falschen Propheten in Dantes Inferno: Sein Kopf ist für immer rückwärts gewandt, und seine Tränen und sein Speichel laufen ihm zwischen den Schulterblättern den Rücken hinunter. Ob er von Natur aus schwermütig veranlagt ist oder nicht, spielt keine Rolle: Verurteilt zu einem begrenzten Publikum in der Fremde, hilft es ihm nicht, sich nach den wirklichen oder eingebildeten Mengen zu sehnen, die er zurückgelassen hat. Wie ihn das erstere mit Bosheit erfüllt, nähren die anderen seine Phantasie. Auch wenn er die Freiheit zu reisen errungen hat, und selbst wenn er schon einige Reisen hinter sich gebracht hat, bleibt sein Schreiben dem vertrauten Material seiner Vergangenheit verhaftet, produziert er sozusagen Fortsetzungen seiner bisherigen Werke. Aus dieser Verbundenheit heraus wird ein Exilautor höchstwahrscheinlich Ovids Rom, Dantes Florenz und – nach einer kleinen Pause – Joyces Dublin heraufbeschwören.

In der Tat, wir haben einen Stammbaum bekommen, und zwar einen weit länger zurückreichenden als jenen. Wenn man will,

kann man ihn bis Adam zurückverlängern. Dennoch sollten wir um den Platz besorgt sein, den er im öffentlichen oder in unserm eigenen Bewußtsein einnimmt. Wir wissen alle, was über Generationen hinweg oder infolge einer Revolution so vielen edlen Familien widerfahren ist. Stammbäume ergeben keinen Wald, noch verdunkeln sie ihn; und der Wald ist jetzt im Vormarsch. Ich vermenge hier Metaphern, aber vielleicht kann ich das mit einer Bemerkung rechtfertigen: Es ist eher unklug als unbescheiden, für uns selbst die Art von Zukunft zu erwarten, die wir mit den eben erwähnten Namen verbinden. Es ist zwar selbstverständlich, daß ein Autor sich immer aus der Perspektive seiner Nachwelt betrachtet, und um so mehr tut das ein Exilautor, weniger auf Grund des künstlichen Vergessens, dem er durch sein Heimatland unterworfen wird, als vielmehr auf Grund der Art, in der die Kritikerzunft auf dem freien Markt seine Zeitgenossen hochlobt. Heute aber sollte man mit dieser Art der Selbstentfremdung vorsichtig umgehen, und zwar aus keinem anderen Grund als aus der Gewißheit, daß Literatur durch die Bevölkerungsexplosion selbst die Dimension eines demographischen Phänomens angenommen hat.

Es gibt heute einfach zu viele Autoren für den Leser. Noch vor wenigen Jahrzehnten kam ein Erwachsener bei dem Gedanken an Bücher oder an Autoren, die man gelesen haben mußte, auf dreißig, vierzig Namen; heutzutage geht die Zahl dieser Namen in die Tausende. Heute tritt man in einen Buchladen wie in ein Musikgeschäft, das mit Aufnahmen von Gruppen oder Solisten vollgestopft ist, um die zu hören man mehr als ein ganzes Leben bräuchte. Und nur sehr wenige unter diesen Tausenden sind Exilautoren oder etwa besonders gut. Aber die Öffentlichkeit wird sie lesen, und nicht dich, trotz deines Heiligenscheins, und zwar nicht etwa, weil sie pervers oder fehlgeleitet wäre, sondern weil sie, statistisch gesehen, sich auf das Normale, auf den Schrott beschränkt. Mit anderen Worten: Sie will von sich selbst lesen. Auf irgendeiner Straße, in irgendeiner Stadt auf der Welt gibt es zu irgendeiner Tages- oder Nachtzeit mehr Leute, die nie etwas von dir gehört haben, als jene, die schon mal von dir gehört haben.

Das gegenwärtige Interesse für Exilliteratur hat natürlich mit dem Aufstieg von Tyrannen zu tun. Hierin liegt vielleicht unsere Chance im Hinblick auf den künftigen Leser, obwohl das eine Art von Versicherung ist, deren Prämie man sich gerne ersparen würde. Teils auf Grund dieses noblen Einwands, vor allem aber, weil er von der Zukunft gar nicht anders denken kann als in der

strahlenden Gestalt einer triumphierenden Rückkehr, hält ein Exilautor die Stellung. Und warum sollte er nicht? Warum sollte er versuchen, irgend etwas anderes zu benutzen, warum sollte er sich darum bemühen, die Zukunft in irgendeiner anderen Form zu erforschen, wo sie ohnehin unvorhersagbar bleibt? Der gute alte Stoff leistete ihm wenigstens einmal gute Dienste: er trug ihm das Exil ein. Schließlich ist Exil eine Art von Erfolg. Warum nicht einen weiteren Nagel einschlagen? Warum den guten alten Stoff nicht etwas weiter bearbeiten? Von manchem anderen abgesehen, stellt er jetzt ethnographisches Material dar, und das hat Bombenerfolg bei deinen westlichen, nördlichen oder gar östlichen Verlegern, wenn du mit einer rechten Tyrannei zusammengestoßen bist. Und es gibt immer die Chance zu einem Meisterwerk, wenn du die gleiche Strecke zweimal läufst, eine Möglichkeit, die dem Auge deines Verlegers nicht entgeht oder die zumindest künftigen Forschern zu der Beobachtung eines «mythenbildenden» Elements in deinem Werk verhilft.

Wie praktisch auch immer das klingen mag, das sind zweit- oder dritrangige Gründe, die einen Exilautor dazu veranlassen, seine Augen beständig auf seine Vergangenheit zu richten. Die wesentliche Erklärung findet sich in der bereits erwähnten rückwärts gewandten Maschinerie, die durch das geringste Anzeichen für die jeden umgebende Fremdheit unwissentlich in Gang gesetzt wird. Manchmal reicht die Gestalt eines Ahornblatts, und jeder Baum hat Tausende davon. Auf einer animalischen Ebene ist diese Maschinerie in einem Exilautor, immer unbekannt für ihn, ständig in Bewegung. Ob sie ihm nun angenehm oder trostlos erscheint, die Vergangenheit ist immer ein geschütztes Territorium, allein schon deshalb, weil sie bereits erfahren wurde; und die Fähigkeit der Gattung zurückzukehren, rückwärts zu gehen – besonders in ihren Gedanken oder Träumen, zumal wir dort sicher sind –, ist in uns allen außerordentlich stark, und zwar ziemlich ungeachtet der Realität, der wir uns gegenüber sehen. Dennoch hat sich diese Maschinerie in uns nicht entwickelt, um die Vergangenheit in Ehren zu halten oder unter Kontrolle zu bringen (schließlich gelingt uns beides nicht), sondern vielmehr um die Ankunft der Gegenwart zu verzögern, mit anderen Worten: Um den Strom der Zeit ein wenig zu verlangsamen. Man denke an den fatalen Ausruf von Goethes Faust.

Es ist einfach so, daß unser Exilautor, wie Goethes Faust, sich an seinen schönen oder nicht so schönen Augenblick klammert, nicht

um ihn zu betrachten, sondern um den nächsten hinauszuschieben. Es ist nicht so, daß er wieder jung sein möchte; er mag einfach nicht, daß das Morgen kommt, weil er weiß, daß es entstellen könnte, was er betrachtet. Und je mehr das Morgen ihn bedrängt, desto störrischer wird er. Es liegt ein ungeheurer Wert in dieser Widerspenstigkeit: Im Glücksfall mag sie sich auf die Intensität der Konzentration ausdehnen, und dann dürfen wir tatsächlich ein großes literarisches Werk erwarten (die lesende Öffentlichkeit und die Verleger fühlen das, und deshalb haben sie, wie ich bereits gesagt habe, ein Auge für die Exilliteratur). Häufiger jedoch verwandelt sich diese Widerspenstigkeit in die ständige Wiederholung der Nostalgie, was, um es grob zu sagen, bloß auf ein Versagen hinausläuft, mit den Realitäten der Gegenwart oder den Unsicherheiten der Zukunft umzugehen.

Natürlich kann man da nachhelfen, etwa indem man den Erzählstil ändert, ihn etwas auf Avantgarde trimmt, indem man den Stoff mit einem guten Schuß Erotik, Gewalt, zotiger Sprache usw. würzt, ganz nach der Mode der Kollegen auf dem freien Markt. Aber stilistische Verschiebungen und Neuerungen sind zu einem großen Teil vom Zustand der Literatursprache in der alten Heimat, das heißt von Verbindungen abhängig, die unterbrochen worden sind. Und was das Gewürz betrifft, möchte kein Autor, ob im Exil oder nicht, sich von seinen Zeitgenossen beeinflusst zeigen. Man kann vielleicht hinzufügen, daß das Exil die stilistische Entwicklung eines Autors verlangsamt, daß es ihn konservativer macht. Nicht so sehr der Mensch ist der Stil als vielmehr seine Nerven, und das Exil insgesamt verschafft einem weniger Reize als das Heimatland. Dieser Zustand, das muß hinzugefügt werden, bedrückt den Exilautor, nicht bloß, weil er das Dasein daheim als natürlicher empfindet als sein eigenes (das ergibt sich *per definitionem*, und mit allen daraus folgenden oder eingebildeten Konsequenzen für den normalen literarischen Prozeß), sondern weil in seinem Geist der Argwohn nistet, es gebe eine pendelähnliche Abhängigkeit, oder ein Schwingungsverhältnis, zwischen jenen Reizen und seiner Muttersprache.

Man endet im Exil aus einer Reihe von Gründen und unter einer ganzen Anzahl verschiedener Umstände. Einige klingen besser, andere schlechter, der Unterschied zählt nicht mehr, wenn man eine Todesanzeige liest. Du bist es nicht, der seinen Platz auf dem Bücherbrett einnimmt, sondern dein Buch. Und solange sie darauf beharren, zwischen Kunst und Leben zu unterscheiden, ist es bes-

ser, wenn sie dein Buch gut und dein Leben trübe finden als umgekehrt. Wahrscheinlich ist, wie es sich gehört, daß ihnen beides egal ist.

Das Leben im Exil, im Ausland, in einer fremden Umgebung gibt dir im Grunde eine Vorahnung von deinem Schicksal in Gestalt eines Buches, verloren auf dem Brett unter jenen, mit denen du nur den ersten Buchstaben deines Nachnamens gemeinsam hast. Da bist du nun, im Lesesaal irgendeiner riesigen Bibliothek, die noch geöffnet ist. . . Dein Leser wird nicht einmal einen Fluch darauf verschwenden, wie du hierhergekommen bist: Unter einer gewissen Perspektive verschmilzt alles, was er liest. Um dich selbst davor zu bewahren, abgeschlossen und eingeordnet zu werden, mußt du deinem Leser, der denkt, daß er das alles kennt, etwas qualitativ Neuartiges erzählen – und zwar über seine Welt und ihn selbst. Wenn das jetzt etwas zu suggestiv klingt, mag es so sein, weil Suggestion irgendwie der Name für das ganze Spiel ist und weil die Distanz, die das Exil zwischen einem Autor und seinen Charakteren herstellt, tatsächlich manchmal den Gebrauch von astronomischen oder religiösen Symbolen erfordert.

Das ist es, was einen denken läßt, «Exil» sei vielleicht nicht der passendste Begriff dafür, die Lage eines Autors zu beschreiben, der (durch den Staat, aus Furcht, auf Grund von Armut oder Langeweile) sich gezwungen sah, sein Land zu verlassen. «Exil» bedeutet, bestenfalls, den unmittelbaren Augenblick des Abschieds, der Vertreibung; was dem folgt, ist ebenso zu gemütlich wie zu unabhängig davon, um mit diesem Wort bezeichnet zu werden, das einen sehr verständlichen Gram nahelegt. Die Tatsache, daß wir uns hier zusammengefunden haben, deutet darauf hin, daß uns, wenn wir tatsächlich einen gemeinsamen Nenner haben, der Name für ihn fehlt. Leiden wir tatsächlich an der gleichen Verzweiflung, meine Damen und Herren? Sind wir tatsächlich gleichermaßen von unserer Öffentlichkeit abgeschnitten? Leben wir alle in Paris? Nein, was uns miteinander verbindet, ist das gleiche buchstäbliche und symbolische Offenliegen auf dem Tisch oder dem Boden jener riesigen Bibliothek, in ihren verschiedenen Winkeln, daß man auf uns herumtrampelt oder daß ein neugieriger Leser – oder schlimmer: ein pflichtbewußter Bibliothekar – uns aufliest. Der qualitativ neuartige Stoff, über den wir jenem Leser etwas erzählen können, ist diese unabhängige raumschiffartige Mentalität, die, ich bin sicher, jeden von uns heimsucht, aber deren Heimsuchungen die meisten unserer Buchseiten nicht eingestehen wollen.

Wir tun das sozusagen aus praktischen oder aus Genre-Überlegungen. Weil auf diesem Weg entweder der Wahnsinn lauert oder aber jener Grad von Kälte, den wir eher mit den bleichgesichtigen Einheimischen als mit einem heißblütigen Exilanten verbinden. Der andere Weg aber führt, nahebei, zur Banalität. Das alles mag für Sie wie eine typisch russische Obsession klingen, Richtlinien für die Literatur zu entwickeln, während es tatsächlich bloß die Reaktion eines Mannes auf die Beoachtung ist, viele Exilautoren, und vor allen anderen Russen, auf der banalen Seite der Tugend wiederzufinden. Das ist eine große Verschwendung; denn die tiefere Einsicht in den Zustand, den wir Exil nennen, führt zu der Erkenntnis, daß das Exil die berufliche Flucht oder das Abdriften in die Isolation ungeheuer beschleunigt, das heißt, man gelangt in eine absolute Perspektive: in die Lage, in der alles, was einem geblieben ist, man selber und seine eigene Sprache ist, mit niemandem oder nichts dazwischen.

Exil bringt dich über Nacht dahin, wohin zu gelangen es normalerweise ein ganzes Leben braucht. Wenn das wie ein Werbeslogan klingt, mag es so sein, weil es an der Zeit ist, diese Idee zu verkaufen. Weil ich in der Tat wünsche, sie fände mehr Abnehmer. Vielleicht hilft eine Metapher weiter: Einen Exilautor möchte ich mit einem Hund oder einem Menschen vergleichen, den man in einem Raumschiff in den Weltraum gejagt hat (eher natürlich mit einem Hund als einem Menschen, weil man sich nicht damit plagen wird, dich zurückzuholen). Und dein Raumschiff ist deine Sprache. Um die Metapher abzuschließen, muß hinzugefügt werden, daß der Passagier bald entdeckt, daß sein Raumschiff sich nicht erdwärts bewegt, sondern in freiem Fall im Weltraum verschwindet.

Für jemanden in unserem Beruf ist der Zustand, den wir Exil nennen, zuerst ein linguistisches Ereignis: Ein Exilautor ist zurückgeworfen auf seine Muttersprache bzw. er weicht auf sie zurück. War sie bisher ein Schwert, verwandelt sie sich nun in seinen Schild, in sein Raumschiff. Was als eine private, intime Beziehung zur Sprache begann, wird im Exil Schicksal, sogar noch bevor es zu einer Besessenheit oder gar einer Pflicht wird. Die lebende Sprache hat definitionsgemäß eine zentrifugale Neigung und Antriebskraft; sie versucht soviel Grund wie möglich zu bedecken – und ebensoviel Leere wie möglich zu umschreiben. Daher die Bevölkerungsexplosion und daher dein autonomer Übergang nach draußen, in den Bereich eines Teleskops oder eines Gebets.

Wir alle arbeiten gewissermaßen für ein Lexikon. Denn Literatur

ist ein Lexikon, ein Kompendium von Bedeutungen, für dieses oder jenes menschliche Schicksal, für diese oder jene Erfahrung. Sie ist das Lexikon der Sprache, in der das Leben zu den Menschen spricht. Ihre Aufgabe ist es, den nächsten Menschen – eine neue Ankunft – davor zu bewahren, in eine alte Falle zu tappen, oder ihm zu helfen, sich klarzumachen, daß er, wenn er sowieso in die Falle geht, Opfer einer Tautologie geworden ist. Derart wird er weniger beeindruckt sein – und das heißt: freier. Denn es ist befreiend, die Lebensbedingungen zu kennen, zu verstehen, was mit uns passiert. Es scheint mir, daß der Zustand, den wir Exil nennen, reif ist für eine weitere Erklärung; daß er, berühmt für seinen Schmerz, ebenso bekannt sein sollte für seine schmerzlindernde Unendlichkeit, für seine Vergeßlichkeit, seine Gleichgültigkeit, für seine erschreckend menschlichen und unmenschlichen Perspektiven, für die wir keinen Maßstab als uns selbst besitzen.

Für unseren Mitmenschen müssen wir es leichter machen, wenn wir es schon nicht sicherer machen können. Und der einzige Weg, es leichter für ihn zu machen, ihm weniger Schrecken zu bereiten, ist es, ihm das ganze Ausmaß zu vermitteln, das heißt, so viel wie wir selbst umfassen können. Wir dürfen endlos über unsere Verantwortung und Loyalität streiten (gegenüber unseren jeweiligen Zeitgenossen, Heimatländern, Fluchtländern, Kulturen, Traditionen usw.), aber diese Verantwortung, oder eher Gelegenheit, den nächsten Menschen, so theoretisch er und seine Bedürfnisse für uns auch sind, etwas mehr freizusetzen, sollte uns nicht zögern lassen. Wenn Ihnen das alles etwas zu erhaben und humanistisch klingt, dann bedauere ich das. Es ist tatsächlich weniger humanistisch als deterministisch, obwohl man sich mit so feinen Unterschieden nicht belasten sollte. Alles, was ich zu sagen versuche, ist, daß wir, die Gelegenheit vorausgesetzt, auch aufhören könnten, in der großen kausalen Kette der Dinge bloß als ihre Glieder zu klirren, und statt dessen zu versuchen, mit den Ursachen selbst zu spielen. Der Zustand, den wir Exil nennen, gibt genau diese Art von Gelegenheit.

Wenn wir dennoch keinen Gebrauch davon machen, wenn wir uns entscheiden, bloße Effekte zu bleiben und altmodisch Exil zu spielen, sollte das nicht wegerklärt werden als Sehnsucht nach dem Stiefel im Genick. Natürlich hat das mit der Notwendigkeit zu tun, von Unterdrückung zu sprechen, und natürlich sollte unsere Lage jedem denkenden Menschen als Warnung davor dienen, mit der Idee einer idealen Gesellschaft zu spielen. Das ist unser Wert für die

freie Welt. Das ist unsere Aufgabe. Aber unser größerer Wert und unsere größere Aufgabe liegen vielleicht in der unabsichtlichen Verkörperung der entmutigenden Idee, daß ein befreiter Mensch kein freier Mensch ist, daß Befreiung lediglich bedeutet, Freiheit zu erreichen, und nicht ihr gleichzusetzen ist. Das beleuchtet das Ausmaß des Schadens, der der menschlichen Gattung zugefügt werden kann, und wir können uns stolz fühlen, diese Rolle zu spielen. Wenn wir aber eine bedeutendere Rolle spielen wollen, die Rolle eines freien Menschen, dann sollten wir bereit sein, die Art, in der ein freier Mensch scheitert, zu akzeptieren – oder zumindest nachzuzahlen. Wenn ein freier Mensch scheitert, macht er niemanden dafür verantwortlich.

*(Aus dem Englischen von Hans Hütt)*

Jiří Gruša

## Das europäische Spießbürgertum des Fortschritts

Liebe Freunde,

ich beginne mit einem Zitat aus einem Buch, das im Jahre 1920 ein tschechischer Schriftsteller geschrieben hat. Es hieß «Bilder aus Rußland», und der Text – 51 Seiten – könnte bis heute zur Diagnose dessen dienen, was ich mit dem Arbeitstitel «Das Spießbürgertum des Fortschritts» bezeichne. Es könnte auch Aufstieg und Nicht-Fall der literarischen Intelligenz des Westens heißen. Die sogenannte östliche Intelligenzija ist für mich eher ein geographischer Begriff, eine spezifische Ausgabe eben dieser westlichen.

Doch zunächst das Zitat: «An der Ecke des Theaterplatzes in Moskau findet ein improvisierter Markt statt. Dort steht zum Beispiel eine Frau mit einem Brett in der Hand, auf dem fünf Stück Zucker liegen. Interessieren Sie die Preise? Das Stück Zucker kostet 30 Rubel. Man nennt das hier Kleinspekulation. Schieber, würde man bei uns sagen. Vor einem Jahr hätte sich keiner von ihnen auf die Straße gewagt. Die Tscheka schoß damals gnadenlos die Spekulanten nieder, und auch heute noch schwärmt manchmal ihre Mannschaft aus und riegelt den gesamten Markt ab. Am Tag darauf sind die Schieber wieder da, und die saure Gurke kostet wieder ein paar Rubel mehr. Dabei gibt es auf dem russischen Lande eine ganze Menge Lebensmittel, in Sibirien verfaulen Haufen von Getreide, doch es gibt keine Züge, die es hierher brächten. . . . Wenn der gestörte Zugbetrieb wieder in Ordnung kommt, wird es niemandem einfallen, anders zu kaufen als für sowjetische Preise. . . .»

Der Mann, der das geschrieben hat, war ein sehr gescheiter Intellektueller, Autor zweier Bücher, die man heute noch lesen kann. Wie kommt es, daß er bei der Schilderung der in die Straßen ausschwärmenden Halsabschneider der Tscheka mit keinem Wort ihr Recht anzweifelt, die Schieber niederzuschießen? Wie kommt es, daß er an die angeblich in Sibirien faulenden Haufen von Getreide glaubt? Wie wir wissen, sind auf rätselhafter Weise die Lokomotiven bis heute nicht repariert, und was den Einkauf für sowjetische Preise betrifft, davon wollen wir lieber schweigen.